Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 18 (1910)

Heft: 70

Artikel: Döllinger als Schriftsteller : 1799-1890

Autor: Menn

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403758

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DÖLLINGER ALS SCHRIFTSTELLER.

(1799—1890.)[1]

V.

A. Die traurigen Erfahrungen, die Döllinger an seiner eigenen Kirche machte, hatten seinen Blick geweitet; der Riss, der jetzt durch die katholische Kirche ging, mahnte von neuem an die vom Erlöser gewollte Einheit; die Dogmatisierung des extremen Papalismus erinnerte unwiderstehlich daran, dass gerade dieses System einen Teil — und nicht den kleinsten — der Schuld an der beklagenswerten Zerrissenheit der christlichen Welt zu tragen hat. Da lag es nahe, aus Bösem Gutes zu wirken und, was seit langem nicht mehr geschehen war, Frieden und Eintracht wenigstens anzubahnen. Aus dem Polemiker wurde ein Ireniker. Zu solch einem Werke gehört ein grosser Optimismus, aber ohne diesen wird überhaupt nichts Grosses erreicht. Wohl mag der kühl abwägende Verstand auf die unleugbar vorhandenen Schwierigkeiten hinweisen, und die Erfahrungen der Folgezeit haben nur zu deutlich gezeigt, dass dies nicht ohne Begründung wäre. Übrigens verschloss sich auch Döllinger dieser Einsicht nicht, denn, wie er selbst sagt, „zwei Kirchen können sich nicht einander plötzlich in die Arme fallen, wie zwei nach langer Trennung sich wiedersehende Freunde“. Aber jedenfalls hat Döllinger durch seine im folgenden zu besprechenden Vorträge und durch die Bonner Unionskonferenzen weckend und belebend gewirkt, und: magna voluisse magnum.

In den drei ersten Monaten des Jahres 1872 hielt er seine berühmten Unionsvorträge, die er gedruckt zunächst dem englischen Publikum durch seinen Freund Oxenham nach seinem Manuskript zugänglich machte: Lectures on the Reunion of the

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Januar 1910, S. 79—101.

Churches, transl. with preface by H. N. Oxenham. London 1872. In Deutschland blieb man vorerst auf die darüber in der Allgemeinen Zeitung erschienenen Mitteilungen beschränkt. Erst viel später entschloss er sich zur Veröffentlichung, die unter dem Titel erfolgte: „*Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Sieben Vorträge, gehalten zu München im Jahre 1872.* Nördlingen 1888.

1—2. Die beiden ersten Vorträge geben einen allgemeinen Überblick über die religiöse Weltlage. Mit seinen ungefähr 350 Millionen Seelen bildet der christliche Teil des Menschengeschlechtes etwa 30 Prozent der ganzen Bevölkerung der Erde. Die Christen zerfallen aber in viele, grössere oder kleinere Genossenschaften oder Kirchen, die sich gegenseitig ausschliessen, d. h. keine Gemeinschaft des Gottesdienstes, der Sakramente und des Gebetes zulassen, und einander erheblicher und daher seelengefährlicher Irrtümer oder Abweichungen von der Lehre Christi beschuldigen. So trennten sich zu Beginn des zweiten Jahrtausends die römisch- oder abendländisch-katholische und die griechisch-katholische oder anatolische Kirche und beschuldigten sich fortan wechselseitig des Abfalls und der Irrlehre. Im 16. Jahrhundert kam die grosse, viel tiefer gehende Spaltung in der lateinischen Kirche hinzu, aus der sich drei grössere Systeme entwickelten: das lutherische, Deutschland, die skandinavischen Länder und die russischen Ostseeprovinzen umfassend, über 30 Millionen stark; das reformierte in der Schweiz, den Niederlanden, Schottland, einigen Gegenden von Deutschland und Ungarn, etwa 12 Millionen begreifend; von diesen beiden sich unterscheidend die englische Episkopalkirche, welche, so lautet Döllingers Charakterisierung derselben, „in ihrer Verfassung und ihrer Gottesdienstordnung den beiden alten Kirchen ... ähnlicher geblieben ist und auch durch die Kürze und geringere Bestimmtheit ihrer Bekenntnisschrift, der 39 Artikel, sich teils weniger von den katholischen Dogmen entfernt, teils auch wieder verschiedenartigen Lehren und Deutungen einen weiteren Spielraum gewährt“.

Nach einem kurzen Hinweis auf die kleineren religiösen Genossenschaften erörtert Döllinger die guten und die schlimmen Seiten der zahlreichen kirchlichen Separationen. Er gibt die geschichtliche Notwendigkeit der Vorgänge des 16. Jahrhunderts zu, verkennt auch nicht den einen oder andern Vorteil, den

Spaltungen haben können, gelangt aber zu dem Resultate, dass jeder, dem der Name eines Christen noch Wert hat, täglich Gott anrufen sollte, dass doch einmal wieder eine Ausgiessung des Geistes der Einigkeit erfolgen, ein neues Pfingstfest der Erleuchtung, des Friedens und der Bruderliebe in der Christenheit gefeiert werden möge.

Denn dass Christus, der Stifter der Kirche, ihre Einheit gewollt, geboten habe, ist auf Grund seines hohepriesterlichen Gebetes (Joh. 17, 21) klar. Diese Einheit aber soll für alle Völker ein Zeugnis sein von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu. Damit freilich hat Christus auch schon zu verstehen gegeben, dass kirchliche Trennungen den entgegengesetzten Eindruck hervorbringen. Die Zivilisation aber, die die christlichen Völker zunächst an sich selber zu verwirklichen und dann den Heidenvölkern zu vermitteln haben, beschreibt unser Gelehrter mit den folgenden schönen Worten: „Unsere gesamte gesellschaftliche Ordnung, jede öffentliche und private Institution oder Lebenserweisung beruht oder soll beruhen auf folgenden Wahrheiten: Vor Gott sind alle Menschen gleich, alle zur erreichbar höchsten sittlichen und geistigen Vollkommenheit und daher zur Seligkeit berufen; alle sollen sich brüderlich lieben; es darf keine Kasten und keine Sklaverei geben. Jeder Mensch ist eine freie Persönlichkeit, die nicht als Mittel, nicht als Sache, sondern als Selbstzweck angesehen und behandelt werden muss; daher freie Entwicklung und Äusserung aller Kräfte und Fähigkeiten und gesetzliches Nebeneinanderbestehen derselben — also unter der Bedingung der durch die Rücksicht auf die allgemeine Freiheit gebotenen Selbstbeschränkung. Die Ehe ist ein religiös geheiligtes, auf der Grundlage der Monogamie und der moralischen Gleichberechtigung des Weibes ruhendes Institut. Das väterliche Recht über die Kinder wird beschränkt und überwacht durch die Gesellschaft; also Verbot des Kindermords und staatliche Nötigung zur Benützung der dargebotenen Bildungs- und Erziehungsmittel. Arbeit und Keuschheit sind als sittlich-religiöse Pflichten anerkannt. Das Verhältnis zwischen der Staatsgewalt und den Untergebenen ist ein religiös-geheiligtes; der Gehorsam gegen das Gesetz und die gesetzliche Obrigkeit, als gegen ein von Gott gewolltes Institut, ist daher Pflicht, gleichwie die Obrigkeit verpflichtet ist, ihr Amt innerhalb der gesetzlichen Schranken, ohne Willkür und Tyrannei, zu führen.“

Wie aber wäre die Erfüllung einer solchen Aufgabe möglich, wenn die Christenheit der Welt das Bild gegenseitiger Entfremdung und Verbitterung, ja offener Feindseligkeit bietet?

3. Der dritte Vortrag erörtert zunächst die Vorbedingungen einer Wiedervereinigung. Das Mögliche und Denkbare hierbei besteht vorerst nur in der Anbahnung eines bessern Verständnisses, einer fortgesetzten gemeinschaftlichen Beratung und in der Aufsuchung befriedigender Erklärungen der vorhandenen Bekenntnisformeln. Erst gilt es Unterscheidung von Dogma und Meinung, von angestammter, altüberlieferter Lehre und künstlichen Produkten der Theologie; es gilt Scheidung von Brauch und Missbrauch, Entfernung gegründeter Ärgernisse, Wiederherstellung des Ausgearteten in seiner besseren, ursprünglichen Gestalt. Es gehört ferner dazu ein mächtiger überwältigender Geist und Zug der Union, der oft in Jahrhunderten nicht gefunden wird, und ein gemeinschaftliches, nicht von subjektiver Willkür abhängiges, massgebendes Prinzip. Endlich muss sich ein höheres Mass geistiger Bildung und religiöser Wärme vorfinden.

Gerade Deutschland aber ist infolge seiner religiösen Zerteilung, die wie ein scharfes Schwert mitten durch den Leib der Nation hindurchgegangen ist, berufen, das Friedenswerk zu fördern: „Da, wo die Entzweiung entstanden ist, die Trennung geboren wurde, da muss auch die Versöhnung erfolgen, muss die Spaltung zu einer höheren und besseren Einheit führen; das wäre dann die tragische Katharsis in dem grossen Drama unserer Geschichte.“ In diesem Zusammenhang geht Döllinger auf die heutzutage vielbesprochene katholische Inferiorität ein und meint: „Für das Ziel, welches wir hier im Auge haben, die Versöhnung der Religionen, dürfte dieses Zurückbleiben des einen Teils doch eine günstige Wirkung haben, fast als ein Gewinn zu erachten sein; denn da, wo es sich um eine Einigung von Getrennten handelt, ist es durchaus notwendig, dass wenigstens der eine Teil das Gefühl der eigenen Mängel und den Wunsch besitze, an den Gütern und Vorzügen der Gegenseite teilzunehmen.“

In Deutschland sind Katholiken und Protestanten durch alle Bande, welche die Menschen aneinanderketten, verbunden, während sie in kirchlicher Beziehung durch eine tiefe Kluft geschieden sind. Zu einer Wiedervereinigung mit der katho-

lischen Kirche des Okzidents zu gelangen, haben die Protestanten oft gewünscht und versucht. Jedenfalls nun ist es für Glieder der lateinisch-katholischen Kirche unerlässlich, dass sie bei henotischen Verhandlungen mit Protestanten nur mit steter Rücksichtnahme auf die anatolische Kirche, oder, besser noch, mit Zuziehung von Angehörigen derselben, zu Werke gehen. Keine nebensächliche Rolle schreibt hierbei Döllinger der anglikanischen Kirche zu: „Und wollten wir die englische Kirche in unseren Bestrebungen beiseite lassen, so würde uns in der goldenen Kette, deren Risse wir zu entfernen, deren Zusammenschliessung wir herzustellen wünschen, ein ebenso unentbehrliches als kostbares Mittelglied fehlen.“

Da man aber nicht mit der Aufhebung einer Trennung sich beschäftigen kann, ohne vor allem die Ursachen und Anfänge derselben, sowie ihren weiteren Verlauf ins Auge gefasst und verstanden zu haben, so geht Döllinger hierzu über und untersucht zunächst die Frage: Wie und warum ist der christliche Osten und Nordosten vom Westen geschieden?

Mit wenigen, aber deutlichen Strichen zeichnet der Redner ein Bild der kirchlichen Entwicklung, weist hin auf die seit dem 4. Jahrhundert hervortretende Rivalität zwischen Alt- und Neurom, sowie auf die übrigen kirchlichen und politischen Umstände, durch die die gegenseitige Gereiztheit und Entfremdung wuchs. Zum offenen und völligen Bruch kam es erst durch die Stiftung des lateinischen Kaisertums und das rücksichtslose Vorgehen Innozenz' III. Die auf dem Konzil zu Lyon 1274 und die 160 Jahre später zu Florenz abgeschlossene Union war jeweils nur ein Werk der Not und des Zwanges, das alsbald wieder zerfiel.

Anschliessend hieran finden wir einen interessanten Exkurs über die mächtig aufstrebende Tochter der Mutter am Bosporus, die russische Kirche, und über die Bemühungen Roms und der Jesuiten, in dem damals noch ganze griechisch-kirchliche Länder umfassenden Polen, in Lithauen und in Russland Unionen zustande zu bringen. Es kann hier nur das Resultat dieser jesuitischen Bestrebungen angegeben werden. Sie haben zugleich zum Aufschwunge und zur Machtstellung Russlands und zu der Auflösung und dem Untergange Polens geführt. Döllinger zieht folgende beherzigenswerte Nutzanwendung: „Die lange Geschichte dieser unglücklichen Union, dieses kirchliche Trauer-

spiel, dessen Anfang, Mitte und Ende Gewalt, Verfolgung, Unterdrückung und Blutvergiessen ist, und das mit dem Untergange eines ehedem grossen Reiches abschliesst — es lehrt, wie eine kirchliche Vereinigung nicht gemacht werden solle."

Hierauf schildert Döllinger die theologische Entwicklung der beiden Kirchenhälften. Die orientalische Theologie ist ganz patristisch und traditionell geblieben und ist abgeschlossen mit Johann von Damaskus im 8. Jahrhundert, während in der römischen Kirche die theologische Bewegung erst im 9. Jahrhundert begann, in der Scholastik des 13. und 14. Jahrhunderts kulminierte und dann im 16. und 17. Jahrhundert mit der protestantischen Lehre sich auseinanderzusetzen hatte. Ein Vergleich zeigt, dass bis zum Jahre 1854 allerdings die in der Kirchenverfassung, im Ritus und im gottesdienstlichen Leben vorhandenen Differenzen bedeutend, die in der Lehre aber doch nur geringfügig waren. War aber schon früher der grosse Stein des Anstosses, die wahre Schwierigkeit bezüglich jeder Verständigung für alle Orientalen das mittelalterliche Papsttum, wie es sich seit Gregor VII. und nach ultramontaner Theorie als eine absolute Herrschaft über die gesamte christliche Welt im Geistlichen und Weltlichen gestaltet hat, so ist durch Pius IX. mit seinen drei neuen Glaubensartikeln von der unbefleckten Empfängnis, seinem Universalepiskopat und seiner Unfehlbarkeit die vollständigste Scheidung für immer herbeigeführt worden. Es kann nicht mehr bloss von einem Schisma, wie es früher auch römischerseits geschah, die Rede sein. Doch: der Mensch denkt und Gott lenkt. — Nach einem Blicke auf die bedeutungsvollen Aufgaben, die der tonangebende Teil des russischen Volkes sich gestellt, fasst Döllinger seine Meinung über die russische Kirche, in der er ein eben neu erwachtes Leben wahrzunehmen glaubte, in die Worte zusammen: „Sie ist ein zu schönen Hoffnungen berechtigender Teil der christlichen Welt." Er hatte ihr aber auch im zweiten Vortrag die Mahnung zugerufen: „Sollte nicht vor allem die russische Kirche in den hohen, überwältigenden Anforderungen, welche mit jedem Tage mehr an sie gestellt werden, einen Antrieb erblicken, aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit herauszutreten, um in der Vereinigung mit anderen Kirchen neue, erfrischende Geisteskraft und Vervielfältigung ihrer Organe zu suchen?"

4. Die deutsche Reformation wird im vierten Vortrage be-

sprochen, und es erfahren dabei folgende Hauptpunkte eine lichtvolle Darstellung. Die elenden, auch von den Päpsten nicht geleugneten Zustände in der Kirche führten mit innerer Notwendigkeit zu jener Bewegung, von der deshalb auch der Reihe nach alle christlichen Völker des Abendlandes ergriffen wurden. Es lag also die Macht und Stärke der Reformation nur zum Teil in der Persönlichkeit Luthers; auch ohne ihn wäre Deutschland nicht katholisch geblieben. In diesem Zusammenhang findet sich die oft zitierte Charakteristik Luthers, die eine notwendige Ergänzung der früher erwähnten Lutherskizze bildet. Wer sich auf diese beruft, sollte ehrlicherweise auch das hier Gesagte nicht unerwähnt lassen. — Auffallend ist, dass seit der Veröffentlichung der Bulle Leos X. im Jahre 1520 die Päpste fortan weiterer dogmatischer Kundgebungen sich enthielten, während sie doch nach der Theorie des Vatikanums die einzigen unfehlbaren Lehrer der Menschheit sein sollten. Die Gründe für diese päpstliche Taktik und für ihre Weigerung, ein von Fürsten, Bischöfen, Völkern wiederholt und dringend gefordertes Konzil zu versammeln, werden im einzelnen dargelegt; sie beruhen im wesentlichen auf dem Interesse des Papstes und der Kurie. Zur selben Zeit bewies die deutsche Kirche ihre gänzliche Ohnmacht, weil ihr seit der Zerrüttung ihres ganzen organischen Gefüges durch die Päpste die Abhaltung eines Konzils nicht wohl möglich war.

Von 1520 bis 1568 wurde der Widerstand des altkirchlichen Elementes immer schwächer; im grossen und ganzen stellte sich alles, was Bildung besass, auch ein grosser Teil des Klerus, auf die protestantische Seite. Allmählich, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts und im Anfang des 17., ist die Hälfte von Deutschland wieder katholisch geworden. Gründe dafür waren teils Gewaltanwendung (welche die Jesuiten in ein System gebracht hatten), teils die innere Zwietracht und arge Streitsucht der protestantischen Theologen, welche vielen die Gleichförmigkeit der alten Kirche und deren Autoritätsprinzip als das Vorzüglichere erscheinen liess.

Hatte man anfänglich noch nicht den Gedanken einer förmlichen, bleibenden Trennung gefasst, so begann etwa mit dem Jahre 1560 in beiden Lagern ein Umschwung sich zu vollziehen, welcher die Spaltung verewigen zu sollen schien. Protestantischerseits trug dazu bei die schroffe Fixierung des Lehr-

gebäudes, wobei man, abweichend sogar von Luther und Melanchthon, die Rücksicht auf das Altertum ausser acht gelassen hatte. Verhängnisvoller noch waren das Tridentinum und namentlich das Aufkommen des Jesuitenordens, der bald alle reformfreundlichen und zu Zugeständnissen geneigten Elemente in der katholischen Kirche unterdrückte, seinen Einfluss auf die Fürsten im Sinne einer Verhinderung der protestantischen Religionsübung geltend machte und es offen darauf anlegte, den Augsburger Religionsfrieden zu untergraben. Man ging dem dreissigjährigen Kriege mit starken Schritten entgegen.

Schliesslich macht Döllinger auf eine eigentümliche Schwierigkeit aufmerksam, welche sich jeder Annäherung und friedlichen Auseinandersetzung zwischen der deutsch-protestantischen Kirche und einer der alten Kirchen in den Weg stellt. Es ist dies die Unterbrechung der apostolischen Sukzession, die Abschaffung des Episkopats und der bischöflichen Ordination der Presbyter. Zwei Männer, Leibniz und der preussische Hofprediger Jablonski, erkannten das Bedenkliche dieser Lage; auf ihre Veranlassung liess Friedrich I. bei Annahme der Königswürde zwei Prediger durch Vermittlung der englischen Kirche zu Bischöfen weihen, aber mit dem Tode beider erlosch dieser Episkopat wieder. Ein ähnliches Schicksal hatte das von Friedrich Wilhelm IV. errichtete protestantische Bistum zu Jerusalem.

5. Der fünfte Vortrag schildert die Wiedervereinigungsversuche auf dem Kontinent im 17. Jahrhundert. Vergeblich war der fast ein Jahrhundert lang fortgesetzte Versuch, den kirchlichen Riss durch öffentliche Religionsgespräche zu heilen, die vielmehr nur neue Erbitterung hervorriefen. In der Zeit nach dem 30jährigen Kriege machte sich in der lutherischen Kirche eine Reaktion geltend, und unter den denkenden Protestanten entstand eine Sehnsucht, wo nicht nach der katholischen Kirche, doch nach einer Aneignung ihrer Vorzüge (Georg Calixtus, Hugo Grotius; Königin Christine von Schweden, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels).

Die Bemühungen um eine kirchliche Wiedervereinigung begannen im Jahre 1675 und wurden etwa 30 Jahre hindurch fortgesetzt. Auf katholischer Seite beteiligten sich Bischof Spinola von Wiener-Neustadt im geheimen Einverständnis mit Innozenz XI. und der durch Vermittlung fürstlicher Frauen nach

einiger Zeit beigezogene Bischof Bossuet, der Verfasser der berühmten „Exposition“, den man fast das theologische Orakel seiner Zeit nennen dürfte [1]). Auf protestantischer Seite standen Leibniz und Molanus, dieser ein gründlicher Theologe aus der Schule des Calixtus, jener der Aristoteles seiner Zeit. Man verständigte sich bald darüber, dass der Papst nicht mehr als der „Antichrist“ bezeichnet werden sollte, was damals sehr häufig, ja regelmässig geschah. Auch über das Traditionsprinzip war eine Übereinstimmung in greifbare Nähe gerückt. Alles aber scheiterte an der Forderung, dass das tridentinische Konzil suspendiert, und die Streitfragen auf einem neuen, gemeinschaftlichen Konzil verhandelt würden, obschon ein solches Verfahren nicht ohne Präzedenzfall gewesen wäre. Dazu kamen noch andere Schwierigkeiten, die indessen bei den Beratungen nur gelegentlich angedeutet wurden. Es waren dies die Aufhebung des Edikts von Nantes und die römische Vorstellung von der schrankenlosen Macht des Papsttums; insbesondere aber der offenbare und grosse Widerspruch, der zwischen der katholischen Lehre einerseits und anderseits dem Leben, Handeln und Zulassen bestand.

Seit jenen fruchtlosen Versuchen ist Ähnliches nicht mehr unternommen worden. Nach einem kurzen Hinweis auf die „Evangelische Allianz“, deren Ziel die Vereinigung der Protestanten gegen die alten Kirchen ist, und auf die Irvingianer, die eher in henotischem Sinne in Betracht kämen, schliesst der Redner mit folgenden hoffnungsfrohen und gefühlswarmen Worten, die wieder zeigen, dass Döllinger kein trockener Gelehrter war: „Wo Glaube und Liebe sich finden, da kann die Hoffnung als dritte im Bunde nicht fehlen. Wer immer an Christus glaubt, wer sein Vaterland liebt und die Christen aller Bekenntnisse, der kann sich der Erwartung nicht erwehren, dass eine nicht allzu ferne Zukunft eine Kirche bringen werde, welche, als die echte Fortsetzung und Nachfolgerin der alten Kirche der ersten Jahrhunderte, Raum und Anziehungskraft haben werde für die jetzt noch Geschiedenen, eine Kirche, in

---

[1]) Heutzutage ist er freilich nicht mehr der klassische Theologe und berühmte Kirchenlehrer, sondern gänzlich antiquiert, weil er in seiner Schrift die Frage von der Unfehlbarkeit als etwas, was den Glauben nicht betreffe und blosser Schulstreit sei, beiseite geschoben, was damals in Rom gebilligt wurde.

welcher Freiheit mit Ordnung, Zucht und Sittlichkeit und Glaubenseinheit mit Wissenschaft und ungehemmter Forschung sich vertragen werden"[1]).

6. Die Reformation in England, Trennung von Rom und Wiederannäherung bilden den Gegenstand des sechsten Vortrages. England, damals noch weit zurückstehend an Macht, Reichtum und Bevölkerung, war zwar durch die Kämpfe gegen die Eingriffe und Erpressungsversuche des römischen Hofes im 13. und 14. Jahrhundert, sowie durch Wiclif und die Lollarden für die kirchliche Umgestaltung vorbereitet, aber diese erfolgte nicht wie in Deutschland aus dem Schosse des Volkes, sondern von oben herab, von den Monarchen. Nachdem aus dem bekannten Grunde Heinrich VIII. den Bruch mit Rom herbeigeführt, wurde an der Glaubenslehre nichts geändert, nur wurde der Wahn, welchen die Schmeichler Roms seit dem 13. Jahrhundert ersonnen hatten, dass die bischöfliche Gewalt nur ein Ausfluss der päpstlichen und von dieser entlehnt sei, auf das Königtum übertragen. Das gegen den König gerichtete Verfahren Pauls III. war so heftig, dass man hätte glauben können, der Papst wolle die ganze Nation durchaus von sich abstossen und zur völligen Losreissung vom römischen Stuhle treiben. Unter seinem Sohne Eduard VI. wird die Reformation in protestantischem Sinne nicht ohne energischen Widerstand des damals noch durchweg katholischen Volkes weitergeführt, bis unter der dem Papste unbedingt ergebenen Königin Maria das ganze, hastig aufgeführte Gebäude des neuen Religionswesens zusammenbrach. Unerbittlich war ihr und des päpstlichen Legaten, des Kardinals Pole, Verfahren. Wenn der Abscheu gegen alles, was Papsttum (popery) heisst, seit mehr als 300 Jahren so stark und tief, wie bei keinem andern Volke, in England sich kundzugeben pflegt, so sind Maria und ihre Ratgeber die Urheber dieses, später allerdings noch durch die Pulververschwörung geschärften Gefühls. Für ihre Schwester und Nachfolgerin Elisabeth wurde durch das Vorgehen Pauls IV. die Lossagung von Rom zur Existenzfrage. Durch sie wurde die Reformation in England und der Bau der englischen Episkopalkirche voll-

[1]) Leider sind wir seitdem der Verwirklichung dieser Hoffnung nicht näher gekommen, indem z. B. in Baden gegenwärtig die Abschaffung des Apostolikums angestrebt wird. Zunächst soll es sich allerdings um den « fakultativen Gebrauch » desselben handeln.

endet. Von den damals vorgenommenen Weihen sagt Döllinger: „Neue Bischöfe — denn die meisten alten hatten den (Supremats-) Eid verweigert — wurden eingesetzt und nach kirchlichen Grundsätzen gültig ordiniert, so dass die Sukzession doch nicht unterbrochen wurde“[1]). Über die 39 Artikel heisst es: „Eine kurze Bekenntnisschrift in 39 Artikeln, im wesentlichen die protestantische Lehre, aber in ermässigter und mehrfach vermittelnder Form darstellend, wurde Staatsgesetz.“ Bezüglich der Gottesdienstordnung wird bemerkt: „Die Uniformitätsakte legte ‚die in katholischem Sinne veränderte Liturgie Eduards VI.‘ allen Kirchen auf.“ Im allgemeinen urteilt unser Gelehrter über diese Kirchenbildung: „Sie war verschieden von allen reformierten Kirchen des Kontinents, wollte aber doch in Zusammenhang mit ihnen bleiben, und die Weltlage drängte Elisabeth mehr und mehr in die Rolle einer Beschirmerin des ganzen europäischen Protestantismus.“ „Elisabeth und ihre Gehülfen hatten fremdartige, innerlich feindliche und bald auseinanderstrebende Elemente in dem Bau ihrer Staatskirche zu verschmelzen getrachtet... Die nationale Kirche von England sollte weitherzig genug sein, um die in ihr bereits vorhandenen Gegensätze und Richtungen, kalvinische einerseits, katholische anderseits, in ihrem Schosse zu umfassen und zu ertragen.“

Weiterhin wird das Vordringen des Kalvinismus und Puritanismus mit ihrer Verwerfung von Episkopat, Opfer und Priestertum, ihrem Widerwillen gegen religiöse Symbolik und liturgische Ordnung des Gottesdienstes erzählt, und ferner berichtet, wie ihre Herrschaft zugleich mit der der Republik fiel, worauf die Restauration mit dem Königtum auch die bischöfliche Kirche wieder erhob (1660), deren Kontinuität nach dieser sechsten grossen Veränderung nun nicht mehr unterbrochen wurde.

Nebstdem schildert Döllinger ausführlich die peinliche Stellung der Katholiken, deren Lage durch die verhängnisvolle Einmischung der Päpste und die verderbliche Tätigkeit der Jesuiten mit ihrer Lehre — und Praxis — vom Tyrannenmord von Tag zu Tag elender und gefährdeter wurde. Neben der

---

[1]) Man vergleiche hierzu die interessanten Bemerkungen des verdienten Herausgebers dieser Zeitschrift in Nr. 67, Jahrgang 1909, S. 556 ff.

bereits erwähnten Pulververschwörung, die zum oath of allegiance führte, waren es die Ereignisse in Irland, die den Hass und Abscheu der englischen Nation gegen den Papst und die Katholiken verschärften und jeden Katholiken als geborenen Feind des Staates und seines Oberhauptes erscheinen liessen. Erst 1778 trat eine Milderung der scharfen Strafgesetze ein. Die volle Emanzipation kam erst 1826 zustande auf Grund einer feierlichen Erklärung der römisch-katholischen Bischöfe in England und Irland, die als Konsequenz eine Verwerfung der päpstlichen Unfehlbarkeit in sich schloss, die denn auch von da an sogar bis zum Jahre 1871 als „protestantische Erfindung“ bezeichnet wurde. Die englischen und irischen Bischöfe zur Zeit des Vatikanums erachteten sich indes durch das Wort ihrer Vorgänger nicht gebunden, für sie war die Lehre des Episkopats vom Jahre 1826 eine von der Kirche verdammte Irrlehre.

Die Rede schliesst mit einer lichtvollen Schilderung der Lage der englischen Kirche in der damaligen Gegenwart, wie sie im ganzen und grossen auch heute noch sich darstellt. Nach einem Hinweis darauf, dass „die 39 Artikel und die Liturgie, innerlich nicht recht zusammenstimmend“, noch immer die verpflichtende Norm bilden, einer Erwähnung des Sektenwesens und der Betonung des nationalen Charakters der Staatskirche, werden zunächst deren Lichtseiten vorgeführt — der mächtige Einfluss auf den Nationalcharakter; die Gründung zahlreicher Kolonialbistümer; die umfangreiche theologische Literatur; Bibelübersetzung und Bibelverbreitung; Heilighaltung des Sonntags, wenn auch nicht ganz frei von judaisierenden Übertreibungen; Abwesenheit des Indifferentismus und lebhafte Anteilnahme an den kirchlichen Interessen und Fragen; vertrauensvolle und intime Beziehungen zwischen Klerus und Laien; grosse Opferwilligkeit. Neben diesem Lichtbilde zeigen sich namentlich drei dunkle Schattenseiten: das Joch der Staatsvormundschaft (Privy Council); die religiöse Verwahrlosung der in den grossen Städten aufgehäuften Menschenmassen; die innere Zwietracht und die Verschiedenheit der Ansichten, welche im Schosse dieser Kirche sich finden und die „grösser ist als diejenige, welche die englische Kirche von der lateinischen und der griechischen Kirche trennt, insofern diese drei Kirchen nach ihren Bekenntnissen gemessen werden“.

Nach einer genauen Charakterisierung der Low Church, Broad Church und High Church heisst es von der letztern: „Die Oxforder oder anglokatholische Schule glaubt nicht im Widerspruch zu stehen mit dem Bekenntnis der englischen Kirche; sie nimmt an, dass durch Gottes Gnade die 39 Artikel, abgesehen von den Ansichten der Urheber, so abgefasst seien, dass sie eine Auslegung im Sinne der alten, noch ungespaltenen Kirche zulassen, und daher von Männern dieser Richtung unterzeichnet werden können ... Von dieser Fraktion der englischen Kirche gehen denn auch die Vorschläge und Erwägungen, wie man zu einer Vereinigung der Kirchen gelangen könne, vorzüglich aus. Ihr angesehenster Theolog, Pusey, hat ... zu zeigen gesucht, wie verhältnismässig leicht eine Einigung sein würde, da der Lehren, in denen beide Kirchen übereinstimmen, so viele sind. — Doch das wurde alles geschrieben vor den bekannten Beschlüssen des vatikanischen Konzils, an deren Möglichkeit auch dort niemand glaubte. Jetzt ist die Brücke einer korporativen Union abgebrochen.“ — — Es scheint indessen, dass es dort auch heute noch Kreise gibt, die sich diese leicht einzusehende Tatsache nicht gegenwärtig halten!

7. Der letzte Vortrag: „Hindernisse einer Wiedervereinigung der christlichen Kirchen in der Gegenwart; Hoffnungen für die Zukunft“, knüpft an die Schlussbemerkung der sechsten Rede an, dass gerade durch das Vatikanum eine Union dauernd unmöglich gemacht sei. Döllinger gibt der Erwartung Ausdruck, dass die neuen Lehren sich in den kommenden Generationen (soweit diese nicht überhaupt religionslos werden) nicht festsetzen würden. Darin bestärkt ihn die Tatsache, dass die Väter derselben, die Jesuiten, mit allen ihren Unternehmungen kein Glück hatten, was er in einem tiefgründigen geschichtlichen Überblick des nähern entwickelt. „Die Jesuiten haben, wie die Erfahrung von drei Jahrhunderten ergibt, keine glückliche Hand; auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber ein Windstoss kommt und zertrümmert das Gebäude, oder eine Sturmflut bricht herein und spült es weg, oder das wurmstichige Gebälke bricht ihnen unter den Händen zusammen.“ Näher auf sein Thema eingehend, weist Döllinger auf den in der protestantischen Literatur hervortretenden Zug nach Vereinigung hin und fragt: „Wenn nun die deutsche protestantische Kirche sich durch

Einigung mit andern Kirchen erweiterte, wenn sie durch diese Einigung mit den alten Kirchen wieder in die für sie bisher unterbrochene Kontinuität des kirchlichen Lebens und Lehrens einträte, würde sie nicht an Kraft und Ansehen gewinnen? Würde nicht ihr Zeugnis gewichtiger, ihre Anziehungskraft auf das Volk stärker werden?" Hierbei weist er in weitherziger Weise auf eine Lehrbestimmung der katholischen Theologie hin, welche, gehörig betont und praktisch durchgeführt, dem Unionswerk in hohem Grade förderlich wäre; es ist dies die Lehre, dass jeder einmal Getaufte ein für allemal Mitglied der einen Kirche bleibt, selbst dann noch, wenn er zu einer andern Sekte oder Kirche übertritt, sofern dies nur in schuldloser Unwissenheit und unfreiwilligem Irrtum geschieht. So erweitert sich ihm durch die Lehre von der teils sichtbaren, teils unsichtbaren Kirche der Begriff der Katholizität, so verschwindet zugleich das Anstössige und Gehässige, was der Ausspruch ‚Ausser der Kirche kein Heil' sonst mit sich führt.

Nun lässt uns der Redner einen Blick werfen auf einige der am meisten in die Augen fallenden Unterscheidungslehren und dabei erkennen, dass bei gutem Willen eine Verständigung nicht gar so schwer ist. Er führt insbesondere der Reihe nach folgende Punkte vor: Rechtfertigung, Zölibat, Kommunion unter beiden Gestalten, Purgatorium, Beichte, Messopfer, klösterliche Institute.

Solchen irenischen Bestrebungen aber werden sich vornehmlich drei Klassen von Gegnern entgegenstellen: *a)* alle, die die biblischen Weissagungen von dem grossen Feinde Christi im Papsttum verwirklicht sehen; *b)* jene Theologen, denen auch schon die allen christlichen Kirchen gemeinsamen Lehren eine Last sind, deren sie sich zu entledigen trachten; *c)* die Ultramontanen.

Indessen, die Verhältnisse drängen mehr und mehr auf eine Vereinigung hin, die fortschreitende Mischung der Konfessionen namentlich fordert sie. Was kann nun, was soll geschehen? Als Antwort entwickelt Döllinger kurz den Plan, den er später in den Bonner Unionskonferenzen verwirklicht hat. Endlich macht er sich das Wort eines in den kirchlichen Angelegenheiten beider Konfessionen wohl bewanderten, hohen preussischen Staatsbeamten zu eigen: „Es wird, dessen bin ich gewiss,

die Zeit kommen, wo man in dem Kölner Dom ein gemeinschaftliches Tedeum singen wird, ehe noch die demselben eingefügten neuen Steine verfaulen.“ Zu diesem Glauben, zu dieser Hoffnung möchte er auch die Hörer und Leser seiner Vorträge begeistern, damit — hier spricht er unsere ernste und grosse Zukunftsaufgabe aus, von deren Lösung wir auch heute noch so weit entfernt sind — nach der endlich erreichten nationalen Eintracht die noch viel schwerer zu erringende religiöse Einheit hergestellt werde. —

B. Döllingers universalen Geist, der die verschiedensten Zeiten und Völker umspannte, offenbaren einem weiteren Kreise die drei Bände „*Akademische Vorträge*“, von denen zwei zu seinen Lebzeiten, Nördlingen 1888/9, erschienen, während der dritte bald nach seinem Tode, ebenda 1891, veröffentlicht wurde. „Man hätte erwarten können“, sagt sein Biograph, „dass die ‚A.V.‘ zu einem Hausbuch der deutschen Nation, oder wenigstens zu einem Lesebuch der studierenden Jugend geworden wären. Aber um sich in solche Werke zu vertiefen, dafür gebricht — und es ist dies auch ein Zeichen der Zeit — unserem Volk und vor allem unserer studierenden Jugend heute die Zeit und wohl auch der Sinn.“ [1])

Der erste Band enthält zwölf Vorträge, die in Festsitzungen der Akademie gehalten wurden.

1. Die Sammlung wird eröffnet mit einer am 20. März 1880 gehaltenen Rede über „*die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte*“. Zwei wichtige Tatsachen werden an die Spitze gestellt. Die uns bekannte älteste Gestaltung des staatlichen Lebens ist die *monarchische* und nicht die republikanische. Wie die Monarchie, so beruht auch deren Ausbildung zur *Erb*monarchie auf einem universalen, der menschlichen Natur eingepflanzten Gesetze, während reine Wahlmonarchien ohne Erblichkeit den Keim der Auflösung in sich tragen. Hierauf erhalten wir einen Überblick über die Dynastien in *Ägypten*, sowie in den grossen asiatischen Weltreichen *Assyrien*, *Babylonien* und *Persien*. Während ferner die Griechen ihre geschichtliche Laufbahn mit einem beschränkten Königtum be-

---

[1]) Friedrich, Döllinger III, 643 f.; s. überhaupt das dort S. 639—644 Gesagte.

gannen, bald aber zu städtischen Republiken übergingen, haben zwei semitische Völker, die *Juden* und die *Araber*, die entgegengesetzte Entwicklung erfahren. Das *römische* Kaiserreich hat es in der ganzen fast 500jährigen Zeit seines Bestandes weder zu einer fest geordneten Thronfolge, noch zu einer wirklichen Dynastie gebracht. Ähnlich war es im *byzantinisch-griechischen* Reiche, in dessen tausendjähriger Lebensperiode das Haus der Komnenen als das tüchtigste hervorragte und durch drei hochbegabte Kaiser im 12. Jahrhundert das tieferschütterte Reich vom Untergange rettete. Unter den Reichen, welche ihre Grösse und Lebenskraft der Tüchtigkeit ihrer Dynastie verdanken, steht das *osmanische* obenan, aber Polygamie, Haremserziehung, Mord und dgl. führten den Verfall der Herrscherfamilie und des Reiches herbei. Nach einem Hinweis auf die *Mongolen* und *Japaner* wendet sich die Betrachtung den *germanischen* Völkern zu, wo wir in den frühesten Zeiten Erbkönigtum bei einigen, Selbstregierung durch gewählte Obrigkeiten bei anderen finden. Ein interessanter Vergleich der Dynastien der Karolinger und der Capetinger zeigt bei aller sonstigen Verschiedenheit, dass bei beiden ein beispielloser Aufschwung und eine wachsende Erhebung, dann aber plötzlich ein unaufhaltsames Sinken stattgefunden hat. In *Deutschland* führte das *Wahl*kaisertum seine schlimmen Folgen herbei, während umgekehrt die Fürstengewalt durch die Erblichkeit erstarkte. Mit dem Dynastienreichtum der germanischen Staaten steht die Armut der *slavischen* Völker an Fürstengeschlechtern in grellem Kontrast. In allen slavischen Ländern sind die Dynastien ausgestorben oder zugrunde gegangen, und fremde Stämme eingepflanzt worden. Selbst in Russland herrscht schon seit (mehr als) einem Jahrhundert ein deutsches Geschlecht, das Haus Holstein-Gottorp. Merkwürdiger Weise aber hat sich in Mecklenburg die altslavische Dynastie erhalten.

Der zweite Teil zeichnet in den Hauptzügen das innere Leben der Dynastien und ihre Politik. Unter den grossen Fürstenhäusern hat das Capetinger-Haus in Frankreich die echt dynastische Politik am besten geübt durch zwei Massnahmen. Das *salische* Gesetz schloss das weibliche Geschlecht von der Thronfolge aus; kraft des *Apanagen*-Gesetzes setzten die Könige ihre Söhne und Brüder in die neu erworbenen Provinzen als Grafen oder Herzoge. Hierdurch sicherten sie

einerseits den Fortbestand der Dynastie, während anderseits die apanagierten Provinzen allmählich an die Krone zurückfielen. Auf diese Weise hat das Königshaus in 700jähriger Arbeit die Territorialbildung Frankreichs innerhalb seiner natürlichen Grenzen vollendet. Ein Vergleich zeigt, dass der deutsche Otto der Grosse mit seinem, dem Apanagen-Gesetz analogen Bestreben nur negativen Erfolg hatte, während auf der pyrenäischen Halbinsel durch das Fehlen des salischen Gesetzes sich wechselvolle Geschicke ergaben. Die *Eheschliessungen*, die wesentlich zur dynastischen Politik gehören, brachten in der habsburgischen Monarchie und in Frankreich teils Vorteil, teils Unglück. Sodann wird der verderbliche Einfluss *der Etikette* namentlich in Spanien, aber auch in Wien, geschildert. Hierauf wird an dem Beispiel Ludwigs IX. in Frankreich und des grossen Alfred sowie Eduards des Bekenners in England gezeigt, wie alte Dynastien ihre Lebenskraft aus der Geschichte einzelner Vorgänger ziehen, die im dankbaren Andenken des Volkes fortleben. Allerdings haben die Missetaten des 14. und des 15. Ludwig die Erinnerung an die Wohltaten früherer Monarchen verdunkelt und ausgerottet. Eine lehrreiche Betrachtung legt dar, wie auf eine dreifache Weise Dynastien an ihrer eigenen Zerstörung arbeiten: einmal durch Verwandtenmord (die Vernichtung des tapferen isaurischen Kaiserhauses durch die Kaiserin Irene, die Mörderin des eigenen Sohnes; die Vorgänge im alten und im moslemischen Orient); dann durch ihre Laster (die Valois); endlich durch ihre vielfache Ungerechtigkeit (die Bourbonen). Mit einem Hinweis auf die Festigkeit des 1871 neugegründeten Reiches wird die von Ernst Moritz Arndt im Jahre 1844 geäusserte Befürchtung entkräftigt, als ob durch die Heiraten deutscher Prinzessinnen nach dem Ausland und durch die Berufung deutscher Prinzen auf auswärtige Throne innere Schwierigkeiten in Deutschland durch Erhebung von Erbansprüchen und Losreissung einzelner Landesteile entstehen könnten. Auch künftig werden wohl ohne Gefahr für ihr altes Vaterland deutsche Prinzen zu auswärtigen Thronen berufen werden. Denn „es ist noch immer viel mehr Bedürfnis und Nachfrage in der Welt nach Fürsten und Monarchen, als nach Republiken und Demagogen“. Mit diesem Hinweis auf die Beständigkeit der monarchischen Institution, wenn auch alte Dynastien vergehen und neue kommen,

und auf ihren Vorzug gegenüber einer republikanischen Verfassung, schliesst der Vortrag: „Zu tief ist das dynastische Gefühl in der Natur und Geschichte der Menschheit gewurzelt, als dass es jemals ganz erlöschen könnte.“ Und: „Dem Germanen ist der Landesherr der Landesvater und folglich Gegenstand seiner Ehrfurcht und Liebe.“

2. Die bisher besprochene Rede bildet die Einleitung und Vorbereitung zum folgenden Vortrag, den er am 28. Juli desselben Jahres zur Feier des Wittelsbach-Jubiläums hielt über „*das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte*“. Er schildert uns in kräftigen Zügen, die das Wesentliche herausheben und jeweils den Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte klar erkennen lassen, die Geschicke und Verdienste dieses uralten, damals schon vor 900 Jahren ruhmvollen Geschlechtes, welches seit dem Jahre 1180 auf bayerischem Boden zu neuer Grösse sich aufrichtete. Auf der Grundlage dieses geschichtlichen Überblicks gibt er folgende Charakteristik: „Innige Vereinigung von Fürst und Volk, ein vertrauliches patriarchalisches Zusammenleben, bei aller Ehrfurcht vor der Majestät des Thrones, das ist ein Zug, der, mit seltenen Ausnahmen, durch die ganze Geschichte der Wittelsbacher und ihrer Untertanen geht. Dass unsere Fürsten uns näher stehen, dass wir nicht mit sklavischer Furcht, aber mit Ehrfurcht und Liebe, mit einer von den Vätern auf Kinder und Enkel forterbenden Liebe, zu ihnen aufblicken, und immer wieder, selbst nach widrigen Erfahrungen, das Gute, Beste von ihnen vertrauensvoll erwarten, das bindet sie an uns und uns an sie, und dieser angestammten Treue dürfen wir heute noch — und möge es immer so bleiben — vor der Welt uns rühmen. Mit einziger Ausnahme der nicht auf bayerischem Boden vollbrachten, in den geschichtlichen Anfang unserer Dynastie fallenden Tat des Jahres 1208, kennt Bayern keinen Fürstenmord. Der Mörder Herzog Ludwigs des Kelheimers (1231) war kein Bayer, kein Deutscher. Unsere Jahrbücher haben keine Attentate, keine Entthronungen, keine Verschwörungen und hochverräterischen Komplotte, keine politischen Hinrichtungen zu verzeichnen gehabt, wohl aber melden sie zahlreiche Beispiele von aufopfernder Hingabe, von Opfern an Gut und Leben, von unerschütterlicher, auch unter den schwersten Leiden und Versuchungen bewährter Treue des Volkes gegen seine Fürsten. Darin weichen wir keinem deutschen Stamme.“

3. Der dritte Vortrag vom 29. Juli 1882 handelt über „*Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter*“. Nach einem Hinweis auf den Unterschied zwischen der Anschauung der alten Römer, die ihrer Stadt unvergängliche Dauer und Weltherrschaft zueigneten, und dem Glauben der Christen an ein in der Apokalypse verkündetes Gericht der Vernichtung über die grosse Babel, wird die Geschichte Roms seit dem Beginne des 5. Jahrhunderts geschildert, die Zeit der Völkerwanderung und der Auflösung des weströmischen Reiches, die Zugehörigkeit zu Ostrom, die Verbindung mit dem Frankenreiche, die durch beiderseitiges Interesse immer fester wurde. Die durch Pipin, Karl d. G. und Bonifaz geschaffenen und später sich weiterentwickelnden Verhältnisse werden angedeutet, und für die Geschichte der Stadt vom 7. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts der Gegensatz zwischen Klerus und Laien und die stets sich erneuernden Parteikämpfe als charakteristisch aufgezeigt. Daran schliesst sich eine Schilderung der Bedeutung, die Rom für die Deutschen hatte. Es war gefürchtet wegen seines Klimas und der Geldgier seiner Bewohner. Gleichwohl überwog bei Unzähligen die Begierde, die dortigen Heiligtümer zu sehen, zu verehren, der daran geknüpften Gnadenschätze teilhaft zu werden. — Richten wir nun unsern Blick auf die eigentlichen religiösen, gottesdienstlichen Einwirkungen, welche Deutschland von Rom empfing, so tritt uns sofort ein stark an altrömische heidnische Vorstellungen erinnernder Zug entgegen, der Glaube an die magische Kraft der Formel und der Zeremonie. Höhere Bildung fehlte in Rom (eine Ausnahme machen die Werke Gregors des Grossen), aber eine von Mythen und Erdichtungen erfüllte Geschichte erhielten die Deutschen von dort, so dass es ihnen unmöglich wurde, sich ein nur einigermassen der Wirklichkeit entsprechendes Bild von der Welt- und Kirchengeschichte zu machen. Weiterhin werden folgende Punkte besprochen: Die der morgenländischen Kirche fremdgebliebene Einrichtung des Exorzismus und der Exorzisten, das Ordalienwesen, der Gegensatz zwischen Klerus und Laien, das verderbliche Finanzwesen, die gottesdienstliche Herrschaft der lateinischen Sprache, wodurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Volk und Priester vor Gott geschwächt oder erstickt, und das Eingehen in den Geist des Gebetes und dessen persönliche Aneignung gehemmt wurde. Wäre die deutsche Kirche eine Filiale der

anatolischen geworden, so würden heute alle Deutschen ihre Gottesverehrung in der Volkssprache begehen; sodann die dem christlichen Altertum fremde Aufstellung mehrerer Altäre in einer Kirche, endlich die Theorie und Praxis bezüglich der Sklaverei. Nicht fehlen darf an dieser Stelle wenigstens ein Teil der Schlussworte: „Dazu ist uns das Licht der Geschichte gegeben, dass wir, nach dem Worte der alten Römer, die menschlichen Dinge weder betrauern noch belachen, sondern sie verstehen. . . Für mich, ich muss es bekennen, ist eine lange Zeit meines Lebens hindurch das, was in Deutschland von 1517 bis 1552 sich begeben, ein unverstandenes Rätsel gewesen, und zugleich ein Gegenstand der Trauer und des Schmerzes; ich sah nur das Ergebnis der Trennung, nur die Tatsache, dass die zwei, wie durch scharfen Schwerthieb geteilten Hälften der Nation, zu ewigem Hader verurteilt, sich feindlich gegenüberstanden. Seit ich die Geschichte Roms und Deutschlands im Mittelalter genauer erforscht und betrachtet habe, und seit die Ereignisse der letzten Jahre das Ergebnis meines Forschens so einleuchtend mir bestätigt haben, glaube ich auch das, was mir vorher rätselhaft war, zu verstehen, und bete die Wege der Vorsehung an, in deren allwaltender Hand die deutsche Nation ein Werkzeug, ein Gefäss im Hause Gottes, und kein unedles geworden ist . . . Für jetzt ist das geistliche Rom in Deutschland mächtiger als in Italien. Doch dies war auch schon im 14. und 15. Jahrhundert der Fall und dann geschah — was wir alle wissen.“ Drei Jahre früher aber, am 1. Mai 1879, hatte er schon an Prof. Michelis geschrieben: „Ich bin nun seit einer Reihe von Jahren den Einflüssen des Papsttums durch alle Jahrhunderte hindurch und in allen Richtungen nachgegangen und habe besonders auch die Geschichte der einzelnen Staaten und Landeskirchen, wie sie durch Roms Einfluss sich gestalteten, studiert. Das Ergebnis ist: Roms Einfluss ist viel schädlicher und ruinöser, als ich vor 1860 etwa auch nur geahnt hatte. In Deutschland, wenn man den Ursachen des Unterganges unseres alten Kaisertums nachgeht, ist das mit Händen zu greifen. In den romanischen Ländern steht es noch schlimmer . . .“ [1])

4. Döllinger gehört nicht nur zu den bedeutendsten Dantekennern, [2]) sondern war auch dem grossen Dichter äusserlich

[1]) Briefe und Erklärungen 109 f. Deutscher Merkur 1879, S. 158.
[2]) Siehe Friedrich, Döllinger, Register unter Dante.

und innerlich ähnlich[1]). Eine Frucht seiner langjährigen und eindringenden Studien bildet der am 15. November 1887 gehaltene Vortrag: „*Dante als Prophet*". Ein Prophet ist der Dichter der Divina Commedia im Sinn und Geist des alttestamentlichen Prophetentums. Die Aufgabe, zu der er sich berufen fühlte, und deren Erfüllung eine Gewissenssache für ihn war, ist eine vierfache. Er will zuvörderst ein Prediger der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe sein, und er hat eine bisher verborgene Lehre zu verkünden, ohne welche diese drei Güter auf Erden nicht bestehen können. Sodann will und soll er den Zeitgenossen einen Spiegel ihrer Verirrungen, Vergehen und Laster vorhalten und sie so zur Selbsterkenntnis und Busse führen. Darum gehört es auch drittens zu seinem Berufe, die in Kirche und Staat bestehenden Gebrechen und Missbräuche zu rügen und die entsprechenden Heilmittel anzuzeigen. Und endlich hat er Andeutungen zu geben über eine bessere Zukunft, und die Hoffnung einer nicht allzufernen Errettung aus dem Abgrund von Sünde und Elend, in welchem die christliche Welt versunken ist, zu wecken und zu nähren. Dies wird im einzelnen ausgeführt, und es werden Dantes kirchliche und staatliche Ansichten, seine Auffassung von Kaisertum und Papsttum und deren gegenseitigem Verhältnis unter feinsinniger Deutung der in seinem Gedichte vorkommenden Personen und Tiergestalten entwickelt. Die Weltgeschichte ist andere Wege gegangen, als Dante erwartete. Aber wenn auch seine Hoffnungen auf eine erspriessliche Neugestaltung des kirchlichen und staatlichen Lebens enttäuscht wurden, er blieb doch Prophet, Lehrer, Warner und Wegweiser für sein Volk. Als solchen bringt Döllinger ihn in lebensvolle Beziehung zur Gegenwart: „Man dürfte den dortigen Staatsmännern empfehlen, seine Werke bei wichtigen Anlässen . . . zu befragen, wie die alten Römer ihre sibyllinischen Bücher befragten . . . Da liegt denn die Frage nahe: Wie würde Dante, wenn er heute unter die Lebenden zurückkehrte, über Italiens Verhältnis zu Deutschland urteilen? Wer in des Dichters Seele gelesen hat, wird für ihn antworten: Mögen beide Reiche, zu ihrem und der Welt Heile, zu einem Friedensbunde vereinigt, aber zugleich staatlich und dynastisch stets getrennt, und von einander unabhängig bleiben!"

[1]) v. Cornelius, Gedächtnisrede auf J. v. Döllinger, München 1890; Friedrich, Döllinger III, 683 sq.

5. „*Deutschlands Kampf mit dem Papsttum unter Kaiser Ludwig dem Bayer*“ bildet den Gegenstand des 5., am 28. Juli 1875 gehaltenen Vortrages. Mit kräftigen Strichen wird ein Bild der Schwierigkeiten entworfen, mit denen der genannte Kaiser in seiner 33jährigen Regierung zu ringen hatte, und denen er zuletzt, nicht ganz ohne eigene Schuld, wie seine Vorgänger, unterlag. Als Ludwig die Regierung anzutreten den Mut fand, hatte die römische Kurie bereits den Wahlen, den Bischofswahlen und den Kaiserwahlen, eine Einrichtung zu geben gewusst, wodurch sie zugleich zu einer ergiebigen Finanzquelle für Rom und zu einem ebenso die Kirche korrumpierenden, wie das Reich auflösenden Werkzeuge seiner Politik wurden. Dazu kam das Streben der französischen Politik nach Gebietserwerb auf Kosten des Reiches, ja nach der Kaiserkrone selber. Auf die deutschen Fürsten aber war kein Verlass. So hatte der tapfere, milde und menschenfreundliche, aber allzu weiche, allzu unbeständige Fürst sein ganzes Leben mit den beiden Erbfeinden des Kaisertums und der deutschen Reichsgrösse zu ringen, mit den deutschen Fürsten und mit dem Papsttum, und hinter diesen steht wieder die stets lauernde, stets nach deutschem Gebiet und nach der Kaiserwürde lüsterne französische Politik. Wir sehen ihn gewaltig sich emporschwingen, in kühnen Sprüngen rasch zugreifen, aber die eine der feindlichen Mächte hat ihren Kampfgenossen im eigenen Busen des Kaisers. Er zittert im Innersten seiner Seele vor ihren geistlichen Waffen, und gerne hätte er auch um den schwersten Preis den Frieden mit ihr erkauft. Und nach allen Opfern und Erniedrigungen starb der unglückliche Ludwig doch im Banne und abgesetzt von den Wahlfürsten. Unwillkürlich legte sich, trotz aller Verschiedenheit, ein Vergleich nahe zwischen dem unaufhaltsam zerfallenden Reiche von damals und dem Kaisertum Wilhelms I. Und hier wird unser Gelehrter zum rückwärts gekehrten Propheten und Warner: „Jetzt sind wir in eine neue Phase getreten: eine Dynastie, die Beherrscherin eines grossen, rein deutschen[1]), einheitlich regierten und die Hälfte Deutschlands umfassenden Königreichs, ist die Trägerin des Kaisertums geworden. Damit sind die meisten jener früheren Störungen

---

[1]) Nach den Erfahrungen der neuesten Zeit gilt diese Behauptung wohl nur mit einigem Vorbehalt.

und Hemmnisse beseitigt, welche Deutschland unter seinen Kaisern nicht zu gesammelter Kraft und Blüte gelangen liessen. Ein Hemmnis freilich, und eines der schlimmsten, ist auch jetzt wieder tätig! Dennoch dürfen wir wohl ohne allzu vermessene Zuversicht sagen: Novus ab integro sæclorum nascitur ordo".

Beiläufig sei bemerkt, dass bei der Besprechung der Frage wegen der altissima paupertas und der darauf bezüglichen, sich widersprechenden päpstlichen Erlasse die Unfehlbarkeitsmeinung in interessante Beleuchtung gerückt wird.

6. Der 6., am 25. August 1877 gehaltene Vortrag: „*Aventin und seine Zeit*" betrachtet diesen hervorragenden bayerischen und deutschen Geschichtschreiber (geboren zu Abensberg in Bayern 1477, gestorben 1534 zu Regensburg) im Lichte seiner Zeit und erörtert, wie die Zeit zu ihm und er zu ihr stand. Es ist die Periode des absterbenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit; im Geistesleben ist es die Zeit erst des Humanismus, dann die der Reformation, diese durch jene vorbereitet. Dem entpricht denn auch Aventins Lebensgang und Gesinnung. Er verdankt den Humanisten seine klassische Bildung, seine kritische, historische Befähigung; er hat einige von ihnen zu Lehrern, mehrere zu Freunden gehabt; im reiferen Alter aber lebt und webt er in den Gedanken und Hoffnungen der Reformation. Auf Grund einer Analyse der beiden Hauptwerke: „Annales ducum Boiariæ" und „Bayerische Chronik" schildert uns Döllinger den Historiographen (unter gelegentlicher Richtigstellung, wenn er übertreibt) als Gelehrten und Schriftsteller, als deutschen Patrioten und Mahner seines Volkes, als Ankläger der Päpste, in denen er gefährliche Schädiger und unversöhnliche Feinde des Reiches und der deutschen Nation sieht, als Rufer nach Abstellung der kirchlichen Missbräuche. Ist so Aventin ganz ein Kind seiner Zeit, aber auch Führer seines Volkes, so erhebt sich schliesslich noch die Frage: War er innerlich Protestant oder hielt er fest an der alten Kirche? Zu einer klaren Anschauung über die Gegensätze der katholischen und der protestantischen Lehre hat er es wohl nicht gebracht; mit dem Gedanken, dass die Reformation zu einer völligen und bleibenden Trennung, zu einer feindlichen Gegenüberstellung zweier Kirchen führen würde, konnte er sich umsoweniger vertraut machen, als dieser Gedanke selbst den Führern der Bewegung fremd und kaum fassbar war. Gleich den meisten

seiner Zeitgenossen nahm er die Hoffnung mit ins Grab, dass die Reformation durchdringen, und sein geliebtes Deutschland von dem Unheil einer dauernden Kirchenspaltung verschont werden möchte. So gleicht er Erasmus, den er hoch verehrte, und mit dem er vielfach übereinstimmend dachte.

7. An 7. Stelle erscheint die am 28. März 1887 beim 128. Stiftungsfeste der Akademie in deren neuem Festsaale gehaltene Festrede über den *„Einfluss der griechischen Literatur und Kultur auf die abendländische Welt im Mittelalter“*. Einleitend wird hervorgehoben, dass unsere ganze moderne Zivilisation und Bildung aus griechischer Quelle geflossen ist. Kultur und Literatur der Römer, welche neben dem Christentum als Erziehungsmittel der modernen Völker gedient haben, entstammen der weit reicheren griechischen Zivilisation. Dazu kommt als weiteres Element das hellenisierte Judentum, dessen Hauptsitz Alexandrien war, mit der Übersetzung des Alten Testaments und den Schriften des platonisierenden Juden Philo. In den christlichen Gemeinden herrschte überall, selbst in Rom bis tief ins dritte Jahrhundert hinein, die griechische Sprache. Liturgie, Predigt, die Anfänge einer eigenen Literatur, alles war griechisch. Erst gegen das Ende des 2. Jahrhunderts schreibt Tertullian lateinisch. Aber auch bei ihm, wie bei Hilarius, Ambrosius, selbst noch Hieronymus, ist die Substanz der Doktrin noch ganz griechisch. Erst mit Augustinus beginnt eine teilweise originale und selbständige lateinische Wissenschaft. Im Laufe des 5. Jahrhunderts, in den Stürmen der Völkerwanderung, starb die griechische Erudition aus. Das blieb so ein Jahrtausend hindurch. Nach den Zeiten des Hieronymus — also seit 420 — hat die abendländische Welt lateinischer Zunge dem Studium des Neuen Testaments in seiner Grundsprache entsagt. Nach einem kurzen Aufschwung unter den beiden gelehrtesten Männern am Hofe Karls d. G., Paulus Diaconus und Alkuin, die griechisch verstanden, und es im byzantinischen Bilderstreit verwerteten, und weiterhin im 12. Jahrhundert unter Johann von Salisbury und Bernhard von Chartres, wies erst Roger Bacon, der bedeutendste Geist jenes Zeitalters, um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf den hohen Wert und die Unentbehrlichkeit der griechischen Literatur, auch für die Kirche, freilich vergeblich, hin. Erst auf dem Umwege einer Übersetzung aus dem Arabischen kam man zum Verständnis des Aristoteles und der

griechischen Arzneikunde. — Zum grössten Teil aus der griechischen Welt kamen eine Unmenge von Legenden, die unvermeidlich in die Geschichtswerke eindrangen, der systematische Dämonenglaube der Neuplatoniker und die der älteren Christenheit unbekannte Vorstellung von einem Pakt mit dem Teufel. Erfreulich ist es, dass das Abendland den Griechen eine Anzahl vielgelesener Romane zu verdanken hat. — Schliesslich betont der Autor noch ausdrücklich, dass der Gewinn, den die Menschheit aus den hellenischen Einflüssen, den früheren wie den späteren, gezogen hat, seiner Ansicht nach weit grösser ist, als das Unheil, welches sie gestiftet haben. Auch vertritt er die Meinung, dass in Zukunft die Wirkungen, welche das Studium der grossen antiken Muster und Lehrmeister hervorbringt, sich noch wohltätiger erweisen werden, als dies in der Vergangenheit der Fall gewesen.

8. Die Rede vom 25. Juli 1879 über *„die orientalische Frage in ihren Anfängen“* behandelt den Ausgangspunkt eines Problems, das immer wieder von neuem nicht nur Staatsmänner und Politiker, sondern jeden vor- und rückwärtsschauenden Mann beschäftigt. Als das erste Stadium der orientalischen Frage bezeichnet Döllinger die Periode der Kreuzzüge. Als Ziel derselben nennt er die dem christlichen Europa durch die Natur der Dinge gesetzte, wenn auch damals nur von wenigen erkannte Aufgabe, die vorderasiatischen Länder am Mittelmeer wieder zu gewinnen und einen nie zu versöhnenden, unablässig vordringenden Feind abzuwehren. Am Schlusse des 13. Jahrhunderts war die Entscheidung gefallen: es war eine vollständige Niederlage des Christentums, womit die Kreuzzüge endeten; die europäischen Fürsten und Völker, Klerus und Laien, waren vom Islam besiegt. Mehr noch: es war der Grund gelegt zu künftigen neuen Verlusten. Als Ursache wird angegeben, dass die Leitung des grossen Unternehmens von Anfang an verkehrt war; die Beweggründe, die man geltend machte, die Mittel und Anstalten — alles trug den Keim der Auflösung und Selbstzerstörung in sich. Die zwei weltbewegenden Dogmen der damaligen Kirche — die Lehre von der gottgewollten Weltleitung durch den Papst und die schon seit längerer Zeit aufgekommene Buss- und Ablasstheorie, womit das altkirchliche Bussinstitut durch die Erfindungen der Vertauschung und des Loskaufs seinem ursprünglichen Zwecke stark entfremdet

wurde — vermochten wohl gewaltige Menschenmassen nach Asien zu treiben und sie dort Schlachten gewinnen zu lassen. Aber sie waren nicht imstande, Fürsten und Völkern jene Tugenden einzupflanzen, die allein den dauernden Besitz des im Sturmlauf Gewonnenen sichern konnten: Disziplin, Selbstbeherrschung und Eintracht. Gerade als am Ende des 13. Jahrhunderts das Christentum in Syrien im Todeskampfe lag, und somit der erste Akt des welthistorischen Dramas zu Ende ging, erhob sich der noch kleine und ungenannte Türkenstamm der Osmanen, der durch die Eroberung Konstantinopels (1453) den zweiten Akt beendete. Die christlichen Mächte hatten ihnen wirksam vorgearbeitet, indem sie, wie durch militärische Eroberung und Verwüstung, so durch kirchliche Befehdung die Vormauer des Christentums, das byzantinische Reich, untergraben hatten. Zwischen Furcht und Hoffnung, so schliesst der Redner, schwanken wir alle, wenn wir an das bald zu erwartende Resultat des dritten Aktes denken.

9. Ein gleichfalls aktuelles Thema behandelte Döllinger am 25. Juli 1881 in seiner Rede über „*die Juden in Europa*". Sie ist durchweg philosemitisch ausgefallen. Nach seiner Auffassung ist das Schicksal des jüdischen Volkes vielleicht das erschütterndste Drama der Weltgeschichte und wird bestimmt durch religiösen Fanatismus, gemeine Habgier und instinktartige Rassenabneigung, die ihrerseits wieder im Mangel des Gerechtigkeitssinnes wurzeln. Auf Grund eines ausgedehnten geschichtlichen Umblickes über das Verfahren der staatlichen und kirchlichen Gewalten und die Haltung der Bevölkerung während des ganzen Mittelalters gelangt er zu dem Ergebnis, dass die gesamte äussere Geschichte der Juden, während fast tausend Jahren, eine Kette von ausgesuchten Bedrückungen, von herabwürdigenden und demoralisierenden Quälereien, von Zwang und Verfolgung, von massenhaften Abschlachtungen, ein Wechsel von Verbannungen und Zurückrufungen sei. Es sei, als ob die europäischen Nationen wetteifernd alles aufgeboten hätten, um den Wahn zu verwirklichen, dass bis ans Ende der Zeiten den Juden das härteste Helotentum nach dem Ratschlusse des Himmels bestimmt, und dass die Söhne der Heiden berufen seien, Büttel- und Henkerdienste an Gottes Lieblingsvolk zu verrichten. Zum Vorwurf wurde ihnen gemacht Habgier und Wucher, sowie ihr religiöses Verhalten;

ihr sittliches Leben, soweit es Familie, Keuschheit, Mässigkeit, Vertragstreue betrifft, wird in der Literatur jener Jahrhunderte nicht angetastet. Der Vortrag schliesst mit einer Beurteilung des Judentums der Gegenwart. Auch hier weiss Döllinger viel Günstiges zu sagen, wenn er auch die offenbaren Schäden, die durch Wucher, Börsenspekulation und Presse hervorgerufen werden, nicht unerwähnt lässt. Wenn er aber meint, dass namentlich das deutsche Judentum durch deutsche und christliche Bildung immer mehr influenziert werde, so würde wohl gegnerischerseits eine umgekehrte Beeinflussung behauptet werden. Wie dem aber auch immer sein mag, für jeden passt das Wort der Sophokleischen Antigone, mit dem unser Gelehrter seine Ausführungen beendet: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

10. „*Über Spaniens politische und geistige Entwicklung*" sprach Döllinger am 25. Juli 1884. Nachdem er auf das überraschende Phänomen hingewiesen, dass der allen Neuerungen, allem revolutionären Gebahren so abholde, so zäh am Alten und Herkömmlichen klebende Spanier dennoch seit hundert Jahren mehr Revolutionen gemacht hatte, oder über sich hatte ergehen lassen, als selbst die beweglichen Franzosen, beginnt er mit einem geschichtlichen Überblick. Während das vorchristliche Spanien den Römern erst nach 200jährigem Kampfe erlegen war, reichte eine einzige unglückliche Schlacht hin, das christliche Gotenreich den moslemischen Waffen auszuliefern. Der durch 7 Jahrhunderte sich fortziehende Krieg der Rückeroberung, zugleich Rassenkampf und Religionskrieg, hat dem spanischen Volke sein unvertilgbares Gepräge gegeben. Besonders zur Zeit der Kreuzzüge erwachte bei den Spaniern das Bewusstsein, dass die Bekriegung der Ungläubigen ihr lebenslänglicher Beruf sei. So entwickelte sich als Grundzug ihres Charakters jenes nationale Hochgefühl, in welchem jeder sich fühlte als ein Glied des auserwählten, zum Vorkämpfer für die Christenwelt berufenen Volkes. Dieses unablässige Ringen mit einem übermächtigen Feinde, das nie ermattende Fortschreiten zu bessern staatlichen und kirchlichen Zuständen wären ein dankbarer Stoff gewesen, um als patriotisches Bildungs- und Erziehungsmittel wohltätig zu wirken. Aber es ist anders gekommen. Kein anderes Volk hat nämlich eine Geschichte, welche in solchem Grade durch grobe, handgreifliche Unwahrheiten und will-

kürliche Erdichtungen, durch phantastische Ausschmückungen und Fabeln verwirrt und entstellt wäre, wie es bei der spanischen der Fall ist. Dadurch wurde der spanische Geist mit Wahngebilden erfüllt und gewöhnte sich an einen phantastischen Wunderglauben, der ihn für jede Täuschung empfänglich machte, sobald sie nur seinem Nationalstolz und seinen Vorurteilen Rechnung trug. Als Belege werden insbesondere erwähnt die Cid-Sage, die Erdichtung des Königreichs Sobrarbe, die Jakobus-Legende. Selbst noch im Jahre 1594 wurde, um diese letztere und die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens zu beglaubigen, von einigen Jesuiten eine ganz durchsichtige Fälschung ins Werk gesetzt, an deren Echtheit fast anderthalb Jahrhunderte lang ganz Spanien geglaubt hat. Dazu kamen um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Offenbarungen der exaltierten Nonne Maria von Agreda. — Hierauf wendet der Autor sich wieder dem geschichtlichen Verlaufe zu und zählt die spanischen Erbfehler: Zwietracht, Eifersucht, Habgier, Kämpfe der Könige unter sich oder mit ihren unbotmässigen Vasallen, als die Ursache auf, warum es so spät erst gelang, das Werk der Wiedergewinnung zu vollenden. Die unerquickliche Chronik Spaniens im 14. und 15. Jahrhundert berichtet von 179 Revolutionen in den christlichen Staaten, neben 61 in den moslemischen. Erst unter Ferdinand und Isabella, denen, wie auch ihren Nachfolgern, eine ausführliche Charakteristik gewidmet wird, erhob sich in plötzlichem Aufschwung das Land zur blühendsten Monarchie Europas. Anschaulich wird der Niedergang geschildert, indem Spanien an unausführbaren Aufgaben sich verblutete und seine Flotte, seine beste Mannschaft, seinen Nationalwohlstand verlor, und im 17. Jahrhundert ein Verfall eintrat, wie er seit dem Ausgang des Mittelalters bei zivilisierten Nationen ohne Beispiel ist. Hierauf wird die mit der Erhebung des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron beginnende neue Periode geschildert. Französische Art ringt mit der altspanischen; das Land erhält wenigstens die äussere Figur eines modernen Staatswesens. Besonders zeigt sich der neue Einfluss im literarischen Leben, worin bei dem herrschenden Geistesdrucke früher kaum etwas von Bedeutung war geleistet worden. Schliesslich wirft Döllinger noch einen Blick auf das Verhältnis zwischen Spanien und Deutschland und konstatiert die

erfreuliche Tatsache, dass die Pforten Spaniens der deutschen Wissenschaft und Literatur nun endlich erschlossen seien.

11. Ein Kapitel, nicht nur französischer, sondern, infolge der eingreifenden Wirksamkeit dieses Fürsten, deutscher und europäischer Geschichte besprach unser Gelehrter am 28. März 1882 in seinem Vortrage über „*die Politik Ludwigs des XIV.*“ Indem Döllinger den Geist und die Ziele der Regierung Ludwigs überhaupt und besonders in ihrem Zusammenhang sowohl mit der früheren, als mit der nach seiner Zeit eingetretenen Entwicklung des französischen Staatswesens darlegt, macht er zunächst auf eine bisher nicht genügend gewürdigte Tatsache aufmerksam: vom 15. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist Frankreich überwiegend von Kardinälen oder von Männern, die nach dieser Würde strebten, regiert worden. Dass dies ohne Konflikte möglich war, lag in der engen Verbindung und der Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Rom und Paris. Wenn aber auch Ludwig die Kardinäle von den Staatsgeschäften fernhielt und sie nur zu Verhandlungen mit der römischen Kurie gebrauchte, so waren es doch die Grundsätze Richelieus und Mazarins, die ihn im wesentlichen leiteten. Dazu kommt, dass er vollständig der Gebieter der französischen Kirche war. Alle staatlichen Rechte ferner vereinigte er in seiner Person und hielt sich für den Statthalter Gottes auf Erden, der durch höhere Eingebung geleitet werde. Aber sein berühmtes Wort: „Der Staat bin ich“, war doch nur der Ausdruck des sein ganzes Leben umspannenden Bewusstseins, dass er mit Frankreich, mit dem Volk, mit dem Staatswohl, zu unauflöslicher moralischer Einheit verschmolzen sei. Indem er sich selber liebte und bewunderte, liebte und bewunderte er Frankreich und umgekehrt. „Alles durch den König und für den König“ war sein Wahlspruch. Um der bewunderte, angebetete König zu bleiben, musste er dem nationalen Hunger und Durst nach „gloire“ (im Deutschen gibt es kein adäquates Wort dafür), nach Waffenruhm und Eroberungen, stets neue Nahrung zuführen. Der König verfügte über eine treffliche Diplomatie, die ihm nicht untreu wurde, während er umgekehrt vieles durch Bestechungen erreichte. Wesentliche Dienste leistete ihm nebstdem das Vertrauen des Klerus in ganz Europa, und es schadete ihm nicht, dass er fast 30 Jahre lang mit 2 Päpsten, Alexander VII. und Innocenz XI., in Hader lebte. Nach einer

ausführlichen Schilderung dieser Zwistigkeiten kommt Döllinger auf den Grundgedanken und das Endziel der königlichen Politik zu sprechen: Ludwig trachtete nach dem Kaisertum, er und sein Haus sollten die Stellung einnehmen, jene Suprematie erringen, welche das Haus Habsburg etwa 130 Jahre lang in Europa behauptet hatte. Nunmehr geht der Autor zur Betrachtung seiner Politik im einzelnen über und schildert des Königs Verfahren gegenüber Piemont, der Schweiz, der Türkei, Polen, dem Kurfürsten von Brandenburg, Schweden, Ungarn, Spanien, Portugal, England, Holland. Dann kommt er auf seine Stellung und Betätigung als Schutzhort des Katholizismus zu reden und schildert namentlich sein Verhalten gegen den Protestantismus und die Folgen der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Nach einer Darlegung seines Kriegs-Glückes und Unglückes zeichnet Döllinger zusammenfassend ein Bild der lichten und der dunkeln Seite von Ludwigs Walten. Im Anschlusse hieran wirft er die Frage auf: ob Ludwig XIV. die Revolution mit dem Sturze des Königtums verschuldet habe. Er gibt ihr die richtigere Fassung: war es für die Gewalthaber nach ihm noch möglich, die Revolution zu vermeiden? So gestellt aber müsse sie geradehin bejaht werden. Schliesslich findet Döllinger auch hier, ähnlich wie bei der Judenfrage, ein versöhnliches Wort gegenüber der Behandlung, welche Deutschland von Ludwig erlitten hat, durch den Hinweis auf die für unsere Väter zu einer Quelle der Bildung gewordene, von Ludwig gepflegte und teilweise hervorgerufene klassische Literatur, und durch die Erinnerung daran, dass der Raub deutschen Gebietes uns nicht abhalten solle, die Lichtseiten in seinem Wesen und Tun anzuerkennen und mildernde Umstände für manche seiner Taten gelten zu lassen. Das Jahr 1870 habe uns die Übung dieser Pflicht in nicht geringem Masse erleichtert.

12. Der letzte Aufsatz des ersten Bandes, erweitert aus einem am 25. März 1886 über *„die einflussreichste Frau der französischen Geschichte“* gehaltenen Vortrag, gestaltet sich zu einer Ehrenrettung dieser im Leben und nach ihrem Tode so viel verleumdeten Dame, über die bis auf Döllingers Zeit das Urteil der Geschichtskundigen, in Deutschland wie in Frankreich, ein zweifelhaftes, unsicher hin- und herschwankendes war, so dass sie ein geschichtliches Rätsel blieb. Döllingers Absicht

war nun, dieses Rätsel soweit als möglich zu lösen, bisher unbeachtete, aber lehr- und aufschlussreiche Seiten ihres Lebens hervorzuziehen und eine Korrektur des häufig von ihr aufgestellten Bildes durch richtigere Verteilung von Licht und Schatten zu geben.

Zunächst wird die dreifache Quelle, aus der die zahlreichen Entstellungen der Geschichte der *Marquise von Maintenon* und die ungünstigen Urteile über sie hergeflossen sind, als vielfach unzuverlässig und falsch nachgewiesen. Darauf folgt ein Lebenslauf der aussergewöhnlichen Frau, bis nach dem Tode der Königin am 30. Juli 1683, sie nach kurzer Frist, im Anfange des Jahres 1684, als fast Fünfzigjährige durch geheime nächtliche Trauung die Gattin Ludwigs wurde. Die Tatsache dieser Ehe, deren Kundmachung die Maintenon sehnlich wünschte, weist unser Gelehrter auf Grund der Briefe des in das Geheimnis eingeweihten Bischofs von Chartres gegenüber der bisherigen Auffassung nach. Darauf unternimmt er es mit feinstem Verständnis, dieses so wunderbar zusammengefügte, so kontrastierende und doch über 30 Jahre in ungetrübter Eintracht ausharrende Paar, beide in ihrer Eigentümlichkeit, ihren Licht- und Schattenseiten uns zu vergegenwärtigen. Er schildert uns ausführlich den absoluten Monarchen, für den regieren befehlen hiess, und dessen sehnlichster Wunsch, nach der Versicherung seiner Gattin, es war, sein Volk glücklich zu sehen und dessen ihm wohlbekannten Notstand zu lindern. Aber seine Wünsche sind nicht immer zu Taten geworden. Ausserordentlich sympathisch ist das in allen Einzelheiten genau ausgeführte Bild der Marquise, deren Charakter und Einfluss auf den König einlässlich geschildert ist, wobei indessen die Schattenseiten, ihr Verhalten gegen den Protestantismus und den Jansenismus, durchaus nicht verschwiegen werden.

Zum Schlusse vergleicht Döllinger die wunderbare Französin mit einer deutschen Frau, keiner geringeren, als der Kaiserin Maria Theresia. Der geistreichen Parallele entnehmen wir folgende Einzelheiten: „Beide waren Zierden ihres Geschlechtes, beide verbanden mit einem männlichen Geiste, hohem Verstand und Einsicht, alle weiblichen Tugenden; aber die eine herrschte aus eigener Machtvollkommenheit, die andere verborgen und auf Umwegen. Beide gaben sich voll und entschieden hin, Maria Theresia an den Staat, Frau von Maintenon an den Herrn und Gemahl, der mit Fug sagen konnte: „Ich bin

der Staat.“ Beide billigten oder übten, unter männlichem Einfluss, religiösen Druck und Verfolgung. Beide waren fromm und eifrig im Sinn und Dienst ihrer Kirche, aber die Französin folgte unbedingt den Leitern ihres Gewissens, während die deutsche Fürstin in Staatssachen ihrem Beichtvater keinen Einfluss gestattete und selbst in kirchlichen Dingen oft anderen Ratschlägen folgte. Beide waren überzeugt, eine Sendung zu haben und Werkzeuge in Gottes Hand zu sein; aber während für die fein und tief empfindende Maintenon jeder Misserfolg eine Quelle peinigender Sorgen war, bewahrte die andere sich in den höchsten Nöten die grösste Seelenruhe. Beide haben viel gelitten dadurch, dass die Personen, die ihnen am nächsten standen, von ganz anderen Anschauungen beherrscht wurden: Der Kaiserin begegnete dies mit ihrem Sohne und Mitregenten Joseph, der Marquise mit ihrem Gemahl. Beide trugen ihre Wünsche, ihre Sympathien und Abneigungen allzusehr in die Politik und stifteten dadurch grosses Unheil. Endlich haben beide Frauen auf die Weltgeschichte eingewirkt; aber das Andenken der einen ist im Volke längst verschollen, während das Andenken der grossen Kaiserin noch immer von Millionen gesegnet wird. — Sein Endurteil über die bald gepriesene, bald gescholtene Marquise fasst Döllinger in folgende Worte zusammen, die, aus solchem Munde kommend, besonders schwer wiegen: „Die Anerkennung dürfen wir ihr nicht versagen, dass sie zwar viel geirrt, viel geschadet, aber auch viel, unendlich viel Gutes gewirkt, zahllose Wohltaten in reinster Absicht gespendet hat. Sie hat sich selbst schwere Lasten auferlegt, um anderen das Leben erträglicher, schöner zu gestalten. Ihre besten Taten stammen aus ihr selbst, ihre schlimmsten Irrtümer entsprangen allzu grossem Vertrauen auf fremde Überlegenheit. Die Regel, die sie ihren Zöglingen gab, streng gegen sich, zärtlich und nachsichtig gegen andere zu sein, hat sie stets selber beobachtet. Die Geschichte Frankreichs wird kaum eine andere Frau aufweisen können, welche in Reichtum und Mannigfaltigkeit der Gaben und Tugenden sie übertroffen hätte.“ — Ein günstigeres Urteil kann wohl kaum über eine Persönlichkeit in solcher Stellung gefällt werden.

MENN.

(Fortsetzung folgt.)